

(Nachdruck verboten.)

22]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Laß mich in Ruh!“ Hannes wehrte ab, und dann sah er, immer mit der Hand über den Augen und sagte kein Wort. — — — Nicht einmal kutschieren sollte er mehr?! Das that der Knecht, den der Vater mitgebracht. Wie zockelig der fuhr — „hott, hab, — hab, hott“ — jeden Stein nahm er mit, und so langsam, als hätte er eine Leichenfuhr hinter sich, aber keinen lebendigen Menschen, den's nach Hause verlangte! Das war nicht zum Ertragen!

In brennender Ungeduld sah Müllerhannes — das hatte er gar nicht gewußt, wie sehr ihn doch seine Mühle zog — seine Mühle, seine Mühle. Wenn er die nur erst wieder sah! Zu Trier, zwischen den Mauern war die immer vor ihm aufgetaucht und hatte ihr Bild in seinen unruhigen Träumen aufgestellt — das Rad hatte geschaukelt, das Wasser rauschend geperlt — jetzt dünkte es ihn, alles würde besser, war er nur erst in seiner Mühle!

„Ah!“ Er atmete tief und zog die starke Luft ein, die, wunderbar rein, vom ersten Lebensdust der Wälder geschwängert, gewürzt von allerlei blühendem Kraut, und sonnenfroh über die Höhen zog. Ah, das that gut! Schon fühlte er sich wieder gekräftigt. Er nahm die Hand von den Augen. Nein, das sollte der Laufeld doch nicht erleben, daß er klein beigab — nie!“

Matthes war sehr erstaunt, als der Sohn befahl, im nächsten Dorf am nächsten Wirtshaus zu halten. Du sollst doch net,“ stammelte er, „den Herr Doktor hat doch gesagt, Du dürfst net!“

Hannes warf den Kopf in den Nacken. „Meine Sach!“ Er ließ drei Glas Bier herausbringen und drei Schnäpse. „Zum Willkomm, Vadder! Prost Manes!“

Sie stießen an, Hannes leerte sowohl Schnapsgläschen, als Bierglas auf einen Zug, und der Alte wagte nicht, ihn daran zu hindern. Er war ja bloß froh, daß sein Hannes wieder vergnügt war.

Der Rosenkopf flimmerte im goldenen Glasi, als sie ihn jetzt endlich zu Gesicht bekamen. Wie ein roter Ball lastete das Rund der sinkenden Sonne auf seinem Gipfel, ein ganzes Bündel Strahlen schoß von dorthin über die grünen Matten hinunter. Die schwarzen Lavablöcke, die als zackiger Kamm oben den Krater umgaben, darin ein kleines Maar träumt, standen kolossal gegen den lichtdurchtränkten Aether. Selbst in ihrer Schwärze war heut Gefunkel; als säßen Diamanten im porösen Gestein, so blinkte und glitzerte das. Und je mehr die Sonne sank, je tiefer sie hinter den Berggründen rutschte, desto leuchtender die Felsen. Sie glühten nach, sie wurden tief purpurn, als hätten sie alle Sonne geschluckt, während der Himmel sich schon zart entfärbte. Weiße Wölkchen mit rosigen Säumen ruderten langsam, schwanengleich, über das leuchtende Berghaupt. Unten im Gewirr all der niedrigeren Hügel und Schluchten wob schon Dämmer.

„Koydonner, dat is eweil schön!“ Hannes hatte die Brille abgenommen; ihn dünkte sie wie eine Scheidewand zwischen sich und seinem Berg. Nie war ihm der so schön erschienen. Nun er ihn Wochen entbehrt, wußte er erst, was er an dem hatte. Wie er sich stolz erhob, wie er glänzte! Der gezackte Stamm der Kraterfelsen wurde zur goldenen Krone, während alles andre schon unscheinbar im Schatten lag.

Er konnte den Blick gar nicht abwenden. In diesem Strom von Licht hätte er untertauchen mögen, sich ganz hinein baden. Unwillkürlich war er aufgestanden; und nun rechte er sich und streckte den bis jetzt krumm gehaltenen Rücken, als müsse er dem stolzen Berg da entgegenwachsen. Seine Arme breiteten sich — ah, der Berg, der Berg! Und wie der Hannes von ehedem öffnete er den Mund und ein langgezogenes, starkes Jauchzen weckte das Echo. Ein befriedigtes Lächeln spielte dabei um seine Lippen; mochten sie ihn hören, die dort in den Häuschen von Bettensfeld auf dem grünen Vorgarten des Niesen, mochten ihn auch jenseits des Bergrückens die weißen Mühlen im Grund hören! Der Vater hatte recht:

Vier Wochen im Bulles ist noch keine Schand', und daß er dem Laufeld eins ausgewischt, des war er doch noch froh.

Und alles andre?! Nun, alles andre würde sich auch wieder machen — wie hatte doch der Doktor zu Trier gesagt? Nur keine Erregung, kein Echauffement, immer hübsch ruhig — ja, das wollte er auch, sein ruhig bleiben, sich nicht aufregen. Wenn der Laufeld sich vielleicht dachte, oder sonst irgendwer, daß er sich nun ärgerte, weil er unrecht gekriegt hatte, so irrten die sich — die Hunde, die Klaffen, das feige Gefindel! Erst recht wollte er den Nacken steif machen: blas' mir den Staub weg, Platz für den Müllerhannes — nun erst grad'!

Und er faßte sich nach dem Genick, und dann nach dem Hinterkopf und dann nach den Schläfen — in denen fing es plötzlich an zu stechen — vor seine Augen, die den leuchtenden Berg nicht losließen, legte sich schnell ein Nebel. Er hatte zu sehr in die Sonne gestarrt, nun wurde es ihm schwarz vor den Augen — finstere Nacht. Er rieb und wischte, ihn schwindelte — der lichtvolle Berg blieb versunken; hinter das sich drehende Gespiast schwarzer Punkte, Stringel und unruhiger Farbflacke war die freudige, strahlende Aussicht entriät, als wäre sie nie gewesen.

Es dauerte eine Weile, bis Hannes wieder sah. Er hatte sich setzen müssen und die Brille aufstern.

Nun war's wirklich Nacht, als sie von hinten herum in Maarfelden einfuhren und endlich bei der Mühle anhielten. Hannes war steif geworden von der langen Fahrt; schwerfällig kletterte er vom Chaischen herab, er fühlte, trotzdem er jetzt auf dem Boden stand, seine Veine noch nicht recht. Der Hund, der mit wildem Freudenheul an ihm emporsprang, ihm die Taten auf die Schultern legte und mit der langen, dampfenden Zunge nach seinem Gesicht leckte, hätte ihn schier ungerissen, so unsicher stand er: „Kusch, Nero, kusch, verdammtes Vieß!“ Aber doch war's ihm lieb so — der freute sich doch noch wenigstens bei seiner Rückkehr!

In der Thür stand die Frau und kam langsam, vorsichtigen Schrittes ihrem Manne näher. Sie gab ihm die Hand: „Tag, Hannes!“

Von Fränz war nichts zu sehen. Konnte sie nicht einmal da sein, wenn ihr Vater zurückkam? Wo steckte sie?!

Die Mutter wußte es nicht; sie begann gleich zu klagen: das Fränz sei gar so unbändig, nicht zu halten, immer trab, bis gen Wanderscheid lief sie, man wußte nie, wo sie war. Und immer ein Rudel Zungen hinter sich!

Der Vater lachte dazu. Aber als die Frau fortfuhr: „der thue ein Jahr bei den lieben Mönchen gar sehr not“ — wurde er ungeduldig und schlug auf den Tisch. Mußte sie ihn schon wieder reizen? Wußte sie denn gar nichts andres zu sagen, als gerade das, was er nicht hören mochte?! Und er wollte gern Lustiges hören, er gierte förmlich danach, es that ihm so not, wie der Sonnenschein dem kränkenden Baum. Mußte sie immer das gleich wehleidige Gesicht machen, und nun blühte doch alles draußen, es war Frühling — sah sie ihn nicht?

Doch, doch! Ihre matten Augen glitten zum Fenster, hinter dem jetzt, faust verschwommen im weichen Lenzabend, die Berglehne aufstieg. Grillen zirpten, es klang traulich; aber unter den großen Klettenblättern im feuchten Grund beim toten Mühlenrad klagten die Unken. Trötelnd zog die Frau das schwarze Tuch, das sie um die Schultern trug, fester über der Brust zusammen. Sie sagte nichts, aber der Mann merkte es an der Starrheit ihres verlorenen Mißs, an dem jähen Erblassen ihrer zuckenden Lippen, sie sah hier — hier an der Stelle, wo jetzt das sich anflammernde Buschwerk lieblich grünte und Fensterstauden von goldenen Blüten troffen, wieder das schwarze Anglied über der Mühle hängen.

Schwer stützte er den Kopf in die Hände. Nun hatte er sich so auf die Mühle gestreut, aber merkwürdig, seit er drin war, hielt's ihn wieder gepackt wie mit Krallen, das bange Gefühl unabweislicher Sorge. Gehört dir noch das Dach, unter dem du wohnst?! Gehört dir noch das Vieh, das im dunstigen Stalle schnauft, gehört dir noch das Mehl, das du bäckst?! Das Brot, das du isst, der Pfühl, wo du dein Haupt legst?! Was, he, wie viel gehört dir davon — alles — etwas — oder gar nichts mehr?!

„Se han auch geschrieben von der Rosel,“ sagte die Frau leise, „dat dem Vadder sein Haus nu verkauft is. Schon

„Siraan' ggefiern*); ich han et Dir net erscht mehr nach Trier zu wissen gedahn.“ Sie seufzte. „Azubiel is et ja net, wat et eingebracht hat.“

„Du den Weinberg, den Weinberg?“ fragte er hastig, stemmte die Hände auf den Tisch und sah sie mit seinen dunklen Brillengläsern an.

„Den will eweil niemand,“ sagte sie noch leiser. „Die Zeiten sein schlecht, im han is net beste Lag, im —“ sie stockte, die Stirn ihres Mannes hatte sich gerunzelt, die läche Rote stieg ihm zu Kopf, — „aber et wird sich schon bald jemand finden. Sa, ja, et wird sich sicher jemand finden,“ setzte sie angstvoll rasch hinzu.

Er wollte ansbrausen — was brauchte sie ihm gleich mit diesen unangenehmen Geschichten zu kommen, könnte sie nicht damit warten, bis morgen früh? Ruhte sie ihm das jetzt gleich zur Zeit des Abendmahls vorlesen, daß ihm das Mus verfalzen schmeckte und das Brot bitter, daß er keine Ruhe zum Schlafen fand, sondern sich hin und her wälzte in beklommener Sitze? Dummes Fraumensch! Schon hatte er den Mund aufgethan, sie anzubrüllen, seine Augen rollten, schon zuckte es in seiner Hand, da —

„Rühr' mich net an“ — wie ein Geisterhauch wehte es durch die Stube.

Da sah er ihre hochschwängere Gestalt und hielt an sich. — Mit dem Mus zusammen kam die Fränz, der Hunger mochte sie wohl heimgetrieben haben. Der Vater schnunzelte befriedigt, als er sie sah: Das mußte man sagen, die Frau hielt sie sauber, und sie machte sich recht heraus, fürwahr ein staarkes Mädchen! Er rief sie dicht zu sich heran, um sie besser sehen zu können.

Ungern nur schien sie seiner sie näher zu sich heranziehenden Hand zu folgen, es war etwas Störrisches in der Haltung, wie sie den Oberkörper zurückbog und den Kopf im Nacken hielt.

„No, Fränz, wo steckste denn? Wie is et eweil —“ durch den Anblick des jugendlichen Gesichtes besser gelaunt, lächelte Müllerhannes und klopfte der Tochter auf die feste, flaumige Wange, „giebste dem Pappa kein Klüßche?“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Am Geburtstag des Kaisers hängt auch die bürgerliche Gelehrsamkeit ihre Flaggen heraus. Sie verläßt die Klause des Specialismus und legt in weit geöffneten Schaulust allerlei gemeinverständlichen Skizzenwert. Man gewinnt so alljährlich an diesem Tage eine Art Gewerbe-Ausstellung der Weltanschauungs-Fabrikate der akademischen Bourgeoisie.

In Berlin, wo sich die Hochschulen und demgemäß auch die Festreden drängen, schafft die Nähe des Hofes gewissermaßen ein Civillabinet der Wissenschaft; hier lassen sich aus diesen zumeist höflich aufgetafelten Festreden herrschende Strömungen und Stimmungen erkennen, deren Beobachtung nicht ganz unwesentlich ist.

In den Kauf nehmen muß man allerdings den byzantinischen Stil der Einleitung. Der Monarchenfang erscheint als Prolog und Epilog und die schwülstigen Preislieder unterscheiden sich stark von den munteren Kaiserfestsouetten, wie sie Graf Bülow neuerdings im Reichstag zu schneiden liebt. Da hebt in der Akademie der Künste Professor v. Deitlingen hervor, daß Seine Majestät der Kaiser ein lebhaftes Interesse an der Pflege der Künste, der allerhöchste derselbe im Staat eine vornehme Stelle anweise, bethätigt und dadurch weitere Kreise zum Werben für die Kunst in Bewegung setze. Und er schloß mit einem Hoch auf den Kaiser, allerhöchst-welcher als Beschützer der Künste nie verleugne, was er für wahr und richtig erkannt hat. Voller noch tönt es aus der Rede des Professor Kammere von der Technischen Hochschule. Hier wird das glänzende Vorbild des Kaisers angerufen, der seinen Herrscherberuf als verantwortliches Amt des Reiches im höchsten Sinne erfüllt, der darüber hinaus allen führenden geistigen Strömungen seine volle Aufmerksamkeit zuwendet und nimmer milde wird, alles Neue zu würdigen, was die Arbeit führenden Geister ans Licht bringt. In der landwirtschaftlichen Hochschule wird von den Fortschritten und Segnungen der Kultur gesprochen, die das deutsche Volk unter der weisen Leitung seines verehrten Oberhauptes zu verzeichnen habe und das in ihm ein leuchtendes Vorbild raschloser, aufopfernder Pflichttreue erblickt.

Am zwei Reden läßt sich besonders deutlich erkennen, wie im Massenstaat der geistigen und materiellen Unfreiheit es für die Gelehrten der herrschenden Gesellschaft unmöglich ist, wissenschaftliche Erkenntnisse klar und klar bis zur letzten Konsequenz durchzudenken und vorzutragen. Da sehen wir auf der einen Seite die mit leeren Formeln in ewigem Gleichmaß spielende Hofscholastik, der die Auf-

gabe obliegt, den Widerspruch zu vernünfteln. Auf der andren Seite beobachten wir, wie der Kompromißler, der sich in der alten Welt nicht mehr wohl fühlt, sich mit den modernen Ideen der revolutionären Denker und den Notwendigkeiten der neuen Entwicklungen mißt, wie er sich ihnen anpaßt, indem er sie selbst abschwächt, dämpft, verbiegt und verwirrt: ein jedes Flügelstutzen im engen Käfig.

Auf der unalten Leiter spielt der Oberverwaltungs-Gerichtsrat und Professor von Martiz, der in der Universtät über die Monarchie als Staatsform sprach. Es ist heute nicht mehr leicht, gegenüber der Erfahrung der gesamten Geschichte eine historisch gewordene Institution wie die Monarchie als die vernünftigste aller Einrichtungen zu beweisen, indem man mythischen Schwulst zu gedankenähnlichen Sätzen ausredet, denen keinerlei innere Vernunft beivoht. Statt der Beweise werden willkürliche Bilder gegeben. Der Monarch ist das „souveräne Organ“ im „körperchaftlichen Verband des Staates“. Der Fürst stehe an der Spitze des Volkes, das erst in seiner Person sich zu einer Einheit zusammenschließen könne. Damit sei ihm eine einzigartige Stellung im Staatskörper zugeteilt, und der Rechtsordnung falle die Aufgabe zu, die Krone als ein Rechtsgut von unvergleichlichen Werte für den Bestand und die Wohlfahrt des Ganzen zu schützen und zu sichern. — Was zu beweisen war und woraus folgt, daß die Beneidenswerten Staatsbürger aus dem Lande Rudolstadt sich zweimal zu einer Einheit zusammenschließen dürfen dürfen, einmal im Kaiser, das zweite Mal in ihrem engeren Specialmonarchen.

Interessanter, ja ein nicht unbedeutendes „Zeichen der Zeit“ ist die Rede des Professor Kammerer. Man weiß, daß die Technische Hochschule und ihre Lehrer von der Hofgunst bestraft sind, und die Meinungen, die hier ausgesprochen werden, sind nicht ohne Einfluß auf die aktive Politik, wie sie auch die Bewegungen der hohen Finanz, der Großindustrie, der Verkehrerichtungen bedeutsam lenken.

Herr Kammerer sprach über das Thema: „Ist die Unfreiheit unserer Kultur eine Folge der Ingenieur-Kunst?“ Schon der stehende Titel zeigt die ängstliche Halbheit, die beflissen ist, den nicht mehr zu vermeidenden Tropfen sozialistischen Oels vornehm zu parfümieren. Er wollte nämlich die Frage beantworten, ob das moderne Elend durch die Technik verschuldet sei. Und seine Absicht war, die Anklage zu widerlegen, daß die Technik die Arbeit, die Wissenschaft, die Kunst, die Persönlichkeit und die Weltanschauung unfrei mache.

Für die Unfreiheit der Arbeit citiert er das gewaltige Wort „des Dichters und Künstlers“ Morris — den Socialisten verschweigert er: „Wir sind die Sklaven der Ungeheuer geworden, die unsre eigne Schöpferkraft geboren hat, nämlich der Maschinen. Die Menge des Elends, das die Maschine in unsrem Jahrhundert verursacht hat, läßt sich durch keine Ziffern darstellen, sie übersteigt jede Fassungskraft. Es scheint mir wahrscheinlich, daß unser neunzehntes Jahrhundert die schmerzenseichste aller bekannten Zeiten war und zwar hauptsächlich infolge des plötzlichen Aufschwungs der Maschine.“

Herr Kammerer ist viel zu modern, um Morris zu widersprechen. Die Wahrheit dieser Auffassung mag ihrer tiefen Empfindung nahekommen, meint er. Aber als rechter Berliner Professor der mittleren Linie handelt er sofort wieder ab. Gewiß ist, so giebt Kammerer zu, die ungeheuer Mehrheit der Menschen nur im Sinne des Gesetzes frei, in Wirklichkeit abhängig und unfrei, ohne Sicherheit des Obdachs und des Unterhalts, bei jedem Tiefstand der Industrie der Gefahr der Arbeitslosigkeit und damit der Schullosigkeit preisgegeben. Aber der Professor ist democh guter Hoffnung. Früher ist das noch viel schlimmer gewesen. Mit dem Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts — also in der Zeit Wilhelms II. — lichtet sich das durch das Eindringen der Maschine verdirbete Bild; „der als Einzelner hilflose Arbeiter findet in wirtschaftlichen Verbänden Unterstützung, und nach vielfachen harten Lohnkämpfen beginnt ein Ausgleich zwischen Unternehmern und Arbeitern einzutreten, der mit zunehmender Entwicklung der Technik den Wert der Menschenarbeit stetig steigert, den Kapitalzins stetig herabdrückt.“ Früher haben die Regierungen wohl manches versäumt, sie haben die Veränderung aller Verhältnisse durch die Ingenieurkunst nicht vorausgesehen, die Entwicklung nicht plannäßig und zum Allgemeinwohl gefördert. Jetzt ist es jedoch, Gottlob, anders geworden. „Dem ersten deutschen Kaiser gebührt der Ruhm, dies erkannt und zuerst den Schutz der wirtschaftlich Schwachen eingeleitet zu haben.“ Wenn Herr Kammerer 50 Jahre früher geredet hätte, er würde auch den Fortschritt der Zeit und die Weisheit jüst der damaligen Regierung gepriesen haben. Dann wird er wieder modern. Gewiß, es giebt noch viel zu thun. Die Wohnungspolitik der großen Städte läßt viel zu wünschen übrig. „Die rechte Verwaltung darf nicht nur passiv Dämme gegen die heranbrausende Flut“ — das ist das socialistische Proletariat — „aufführen, sondern sie muß aktiv wohl überlegte Kanäle bauen, durch welche der befruchtende Strom der Ingenieurarbeit plannäßig dem Allgemeinwohl zugeführt wird.“ Derart knusper der Ingenieurkünstler an der sozialen Frage, indem er peinlich die einfache nackte Wahrheit umgeht: daß nicht die Technik an sich die Unfreiheit schafft, sondern die Technik in der kapitalistischen Anarchie, deren radikale Beseitigung die notwendige Vorbedingung der freien, glückschaffenden Entfaltung der Technik ist. Der Professor sucht mit matter Vollständigkeitsweisheit das Gigantenproblem zu beistandören, er strebt den Klugara mit Strohhalm zu überbrücken und mit der hohen Hand seine Kraft zu bänbigen.

*) Vorigen Sonntag.

Auch das giebt Kammerer zu, daß die Technik die Arbeit verkrüppelt. Jedemoch auch das ist nur ein Uebergang: „Die moderne Entwicklung der Maschinenkunst ist bestrebt, alle Hilfsleistung, allen Handlangerdienst, alle Transportbewegungen der Maschine selbst aufzubürden, so daß der Mensch nur überlegende und regelnde Thätigkeit auszuüben hat, etwa wie der Steuermann eines Schiffes. In dem rasstlosen Getriebe einer modernen Mühle oder eines Electricitätswerkes bewegen sich, in selbstthätig geregeltm Gleichgang, die Stahlglieder der Maschine, von wenigen Menschen nur überwacht, nicht bedient. Die gewaltige Maschine eines modernen Walzwerks mit all ihren selbstthätigen Hilfsvorrichtungen wird mittels Fernsteuerungen von einem einzigen Menschen beherrscht, der keinerlei körperliche Arbeit zu leisten hat, aber mit Anspannung aller Ueberlegung und Geistesgegenwart sein Reich regieren muß. . . . Geisttöthende Handlangerarbeit findet sich heute zumeist in den Gewerben, welche der Ingenieurkunst noch zu ferne stehen: in der Landwirtschaft und in den Nahrungsmittelelsgewerben.“

Der Hieb gegen die Funtlerpoeten der Landwirtschaft ist mutig, das Bild selbst aber rosigster Dummheit. Die verübende Teilarbeit herrscht noch überall. Nirgends gestattet die kapitalistische Enge die freie Entfaltung der technischen Triebkräfte. Noch heute nißet in unserer Kultur vorgegeschichtliche Ursprünglichkeit. Neben der elektrischen Fernbahn, die zweihundert Kilometer in der Stunde durchreisen kann, erhält sich das Hindenburgenwerk und die Postkutsche. Neben der blendenden Fülle moderner Lichttechnik schält noch die Dampflampe.

In der gleichen Weise, ohne jemals eine Linie auszurücken, verteidigt des weiteren Kammerer die Kultur der Technik — ein Optimismus, der zugleich zu einem Plaidoyer des Kapitalismus, der Monarchie, des heutigen Staates wird. Um einen Freispruch für die Technik zu erwirken, verücht er die Rettung ihres schlimmsten Bedrängers: der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung.

Alles Heil sucht Kammerer schließlich in der Entwicklung der Schule zur naturwissenschaftlich-technischen Erziehung. Die wirkliche Lösung umgeht er: daß die Ingenieurkunst sich der Verfassung der Gesellschaft bemächtigt, die politisch und social noch im vortechinischen Zeitalter erstarrt ist! Der Kapitalismus ist heute nichts andres wie jener primitive Hahnstenerer der ersten Dampfmaschine, von dem Kammerer redet, der unablässig nach dem Takt der Maschine die Dampfmaschine auf- und zubrechen mußte. Nur daß der Hahnstenerer der kapitalistischen Ordnung wie ein betrunkenen Handlanger ist. —

Jo.

Kleines feuilleton.

ng. Entrüstung. Baumeister Ulrich war in vergnüglicher Laune. Für ein von ihm vor mehreren Jahren erbautes Landhaus hatte sich endlich ein Käufer gefunden. Das Ehepaar Walter war entzückt von der kleinen Villa, die mitten im Kiefernwalde lag. Der Kaufvertrag wurde perfekt, und da Ulrich es liebte, Verträge zu begeben, so sah man nun nach abgeschlossnem Geschäft in heiterer Stimmung im Gasthof zur Tanne an der Landstraße und räunte unter dem alternden Weinbarat des Gastwirts auf.

Ulrich rühmte in einem fort den „kleinen Palast“, wie er das Landhaus nannte, und in überströmendem Wohlbehagen ließ er Flasche auf Flasche auffahren.

Die Abenddämmerung hing schon grau zwischen den gelbbraunen Föhrenstämmen auf der gegenüberliegenden Seite der Straße und Halbdunkel breitete sich im Zimmer. Der Wirt hatte sich zu seinen einzigen Gästen gesetzt und beteiligte sich wacker an der Vertilgung des Nebenbassers. Scherze flogen hin und her; Ulrich lagte in drohnendem Wah; immer ausgelassener wurde die Stimmung. . . .

Die Fröhlichen bemerkten es nicht gleich, daß die Thür von der Straße sich geöffnet hatte und eine schlank, hagere Gestalt eingetreten war. Schen stand sie ein Weilschen am Eingange. Dann fragte eine Stimme: „Kann ich hier übernachten?“

„Hä?“ Der Wirt sprang auf und näherte sich dem Eingetretenen: „Sie wünschen?“

„Kann ich hier zur Nacht bleiben?“

Der Wirt nickerte den Fragenden: „Haben Sie Schlafgeld?“

Der Fremde zögerte mit der Antwort.

„Ja oder nein! Entweder — oder!“ Grob fuhr der Wirt auf.

„Was ist denn los?“ Ulrich war herangetreten und wandte sich zum Wirt: „Vor allen Dingen zünden Sie mal 'ne Lampe an.“

Das Licht flammte auf. Ein Handwerksbursche, den Hut in der Hand, stand am Eingange, müde auf seinen Stod gelehnt. Ein schmales Bündel hing an einer Schnur über der linken Schulter.

In dem weinseligen Hirn Ulrichs regte sich etwas. „Donnerwetter“, sagte er, „bei dieser Verdammten Kälte tragen Sie 'nen Sommerüberzieher?“

Die Blide des Handwerksburschen schweiften unruhig zum Wirt hinüber. Dann wandte er sich an Ulrich: „Einschuldigen Sie, wenn ich . . .“ er brach ab und setzte hastig hinzu: „Ich habe mir einen Fuß wund gelaufen. Heute komme ich nicht mehr weiter. Aber mein Schlafgeld ist knapp.“ Seine Stimme wurde leiser: „Wenn ich die Herrschaften vielleicht bitten dürfte . . .“

„Wenn's weiter nichts ist!“ Ulrich lehnte sich um: „Herr Wirt. Das Schlafgeld für den Mann hier kommt auf meine Rechnung.“

„Schön, Herr Ulrich.“ Der Wirt verbogte sich. Und zum Fremden: „Sehen Sie sich da in die Ecke.“

Mit einem Seufzer der Erleichterung drückte der Handwerksbursche sich in den ihm angetoewiesenen Winkel.

„Es laufen jetzt wer weiß wie viele von der Sorte rum,“ sagte der Wirt.

„Haben selbst schuld,“ bemerkte Walter scharf. „Spazieren gehen und nicht arbeiten, das ist das Ideal jetzt! Na, mich kümmert's nicht!“ Er stieß mit den übrigen an: „Prosst! Auf daß ein recht schöner Sommer wird!“

„Hier ist's immer schön,“ sagte der Wirt.

„Morgens muß es prächtig sein,“ bemerkte Frau Walter.

„Wenn man beim Kaffee auf der Veranda sitzt und der Kiefern- duff strömt herein.“

„Und die herrlichen Wege!“ sagte Ulrich. „Da können Sie wandern wie im Himmelreich.“

„Da wirst Du Dein Bureau wohl nicht viel sehen,“ meinte Frau Walter zu ihrem Gatten.

Der lachte: „Ne. Wenn's irgend geht, brüd' ich mich. Gut essen und trinken und dann so den Tag im Grünen verbummeln, da geht nichts drüber. Was, Baumeister?“

„Einverstanden!“ Ulrich kniff ein Auge zu: „Aber ab und zu 'ne kleine Erquickung, wie?“ Er streichelte eine Flasche.

Man lachte.

Frau Walter sah zu dem Fremden hinüber. In der warmen Temperatur des Zimmers hatte die Ermattung ihn überwältigt. Der Kopf war vornüber gesunken und ruhte fast auf der Tischplatte.

„Ich glaube, der arme Mensch ist hungrig,“ sagte mitleidig Frau Walter.

Ulrich lehnte sich halb um: „Haben Sie Hunger?“

Der Wirt, ein Geschäft wütierend, sprang auf und rüttelte den Wäiden: „Ob Sie Hunger haben? Antworten Sie doch, Mensch, wenn Sie gefragt werden!“

Der Gedachte riß die Augen auf: „Hunger? Ja. Sehr.“

Frageud blickte der Wirt auf Ulrich.

„Jaja,“ winkte der. „Bringen Sie nur.“

Frau Walter kramte lange in ihrem Portemonnaie. Dann erhob sie sich und trat zu dem Fremden: „Darf ich Ihnen eine Kleinigkeit anbieten?“ Sie legte mit ausgebreitem Arm etwas auf den Tisch und kehrte schnell zu ihrem Platz zurück.

Der Fremde hatte überrascht aufgesehen. „Danke schön,“ flüsterte er.

Herr Walter lächelte seine Frau an. „Zur Unterpflüzung der Brennindustrie,“ spottete er.

„Es giebt auch Solide.“ Ueberzeugt sagte es seine Gattin.

Der Handwerksbursche aß mit großem Appetit. Sein blaßes Gesicht rötete sich. Erhöhtes Leben durchstutete ihn.

Am andern Tisch achtete man nicht darauf. Ulrich schien es sich vorgenommen zu haben, den Gasthof zur Tanne ganz aufs Trockene zu bringen.

Eben tauchte der Wirt mit einer neuen Langhalsigen auf, als der Handwerksbursche zu ihm heranhinkte: „Kann ich für fünf Pfennig Bier haben?“

Der Wirt sah ihn zornig an: „Für'n Sechser Bier giebt's nicht!“

„Dann — einen kleinen Schnaps.“

Der Wirt idenkte ein und warf die fünf einzelnen Pfennige mit verachtungsvoller Geberde in die Kasse. Mit strahlendem Lächeln trat er zu den übrigen Gästen.

Der Handwerksbursche nippte hin und wieder an dem Gläschen. Er hatte sich eine kurze Pfeife angezündet und lehnte sich behaglich in seinen Winkel zurück.

Ulrich setzte den Musikautomaten in Bewegung und sang mit drohnendem Wah: „Im tiefen Keller sit' ich hier.“

Frau Walter summete in seliger Stimmung mit.

Ihr Gatte hatte den kalten, scharfen Blick auf den Handwerksburschen gerichtet. Blöthlich stieß er seine Frau an und wies hinüber: „Na?“ Ein malitioses Lächeln glitt über sein Gesicht.

Frau Walter riß die Augen auf: „Unerhört!“

„Was habt Ihr denn, Kinder?“ Ulrich brach mitten in seinem Gesänge ab. Er wandte sich zu und seine Miene erstarrten.

Er redte sich zu imponierender Pose auf, stellte sich, die Hände in den Hosentaschen, vor dem Fremden auf und nickte einige Male sehr steifinnig. „Das ist ja recht feierlich! Also auch 'n Schnaps-bruder!“

„Was?“ Zornig sprang der Fremde auf. Aber er zuckte zusammen: der wunde Fuß schmerzte.

„Sie könnten doch auch was Besseres thun, als Ihr Geld in Schnaps anlegen! Glauben Sie, Freundchen, man unterstützt Sie deshalb, damit Sie Ihren Saufgelüsten frönen können? Bedenken Sie nicht, was das für einen Eindruck auf uns machen muß? — Ruhig! Reden Sie nicht! Aber das will ich Ihnen sagen: zum zweitemal bin ich nicht so'n gutmütiges Luder! Ber- standen?“ Stolz wandte er sich zu seinem Tisch, von Zeit zu Zeit sich an den Stuhllehnen haltend.

„Das ist aber auch der Letzte, der von mir etwas bekommt!“ rief Frau Walter.

„So sind sie alle, alle!“ sagte ihr Mann.

Und Ulrich rief: „Herr Wirt, eine neue Auflage!“

— Ludwig Thoma, der Peter Schlemihl des „Simplicissimus“, war dieser Tage in Wien, wo man am Burgtheater seine „Latabahn“ auführte. Beim Fröhshoppen fiel er einem Mitarbeiter der Wiener „Zeit“ in die Hände, der ihn regelrecht ausfränselte. Und Thoma erzählte: „Mein alter Herr war Forstmeister in Oberammergau,

wo ich das Licht dieser Welt erblickte. Durch vier Generationen waren meine Vorfahren Forstleute und ich wäre die fünfte worden. Ich sollte das auch. Erst ging ich den gewöhnlichen Weg durch die Schule. Während des Gymnasialstudiums mußte ich wiederholt die Luft wechseln. Es schien dies empfehlenswert, denn ich war kein, sagen wir, gern gesehener Schüler. Durch verschiedene vorzügliche Geschichten habe ich meine Beliebigkeit eingebüßt. In Unterprima in München ertrappe man mich dabei, wie ich eine Karikatur mit einem Spottgedicht auf den Ordinarius machte. Der Herr Professor nahm es nicht mit dem gehörigen Humor, sondern sehr ernsthaft auf, und ich mußte München mit Landsbut vertauschen, wo ich abholvierte. Dann kam ich nach Schaffenburg auf die Forstakademie. Aber ich verlor hier bald alle Lust an der Forsterei. Sie bietet jetzt längst nicht mehr, was sie einmal bot, nämlich freie Jagd, die ich leidenschaftlich liebe, und den Aufenthalt in der freien Luft. Ein Forstbeamter hat jetzt Bureau-Arbeit wie der Beamte eines jeden andren Berufes. Um übrigens die volle Wahrheit zu sagen, ich entzog mich der Jahresprüfung. Ich ging zur Jurisfizei über. Und da muß ich feststellen, daß ich Gefallen an den Rechten fand; ich besaß immer große Liebhaberei für alle Geschichtsstudien, und die Rechtsgeschichte, das römische und das deutsche Recht, kamen mir sehr gelegen. Meine Examina und meinen Doktor machte ich in Erlangen. Darauf wurde ich Referendar, und da ging es mir wahrhaftig ganz gut. Ich hatte sogar, was bei einem Referendar selten vorzukommen pflegt, ganze hundert Mark in der Tasche, als ich nach Dachau kam, um mich dort als Rechtsanwalt niederzulassen. Meine zwei Jahre in Dachau zählen zu den schönsten Erinnerungen. Die Stadt mit ungefähr viertausend Einwohnern ist in der bayrischen Hochebene landschaftlich sehr schön gelegen; die Landbevölkerung dort hat sich eine größere Ursprünglichkeit und Rastigkeit bewahrt als das Gebirgsvolk in den Alpen. Freilich ist sie wieder weniger fröhlich als dieses, denn es sind Ackerbauern, die viel arbeiten. Eines Tages setzte ich mich nieder und schrieb eine Geschichte aus dem Bauernleben. Sie gefiel und ich schrieb noch eine und noch mehrere, bis auf diese Weise das Buch „Agricola“ beisammen war. Mit meiner Landpraxis überfiedelte ich später nach München. Ich hatte Bruno Paul, den Zeichner vom „Simplicissimus“, kennen gelernt, der mein Buch illustrierte. Er machte mich mit den andren Leuten vom „Simplicissimus“ bekannt. Zuvor hatte ich auch schon in der „Jugend“ einige Gedichte veröffentlicht. Meine Anwaltschaft in München gab mir genug zu schaffen, denn ich besaß eine ziemlich ausgebreitete Klientel, aber schon nach anderthalb Jahren begann sie mir lästig zu werden. Wie auf der Forstakademie sagte ich mir wiederum, ich mußte ja dabei nicht bleiben. Zur Zeit, als der Herausgeber des „Simplicissimus“ wegen der bekannten Majestätsbeleidigungs-Geschichte nach Paris fliehen und auch Franz Webesind seine Spottgedichte einstellen mußte, trat ich dem Blatt näher und wurde sein ständiger Mitarbeiter. Diese Mitarbeiterschaft nimmt mich ja nicht so sehr in Anspruch, und der „Simplicissimus“ hat auch keine solche Redaction wie ein andres Blatt. Wir sind ein paar junge Leute, Th. Th. Heine und ich sind die ältesten, 34 Jahre. Lauter gesunde, lustige Kerls. Wir kommen mehrmals wöchentlich zusammen, plaudern und trinken schwarzen Kaffee, jeder weiß einen Späß und Einfall, und so beraten wir, was halt diesmal wieder zu machen sei. Leider muß jede Nummer wegen des Zweifarbensdrucks der Illustrationen schon ganze vierzehn Tage vor der Herausgabe abgeschlossen sein. Das ist sehr schade, denn alles muß so redigiert werden, daß es an Aktualität nicht verliere. Ein gut Teil der spontanen Wirksamkeit geht immerhin verloren. Die „Witze“ bestreiten wir zumeist aus dem fidelem Redaktionsfonds. Der Einlauf ist ganz bedeutend und nimmt an Qualität sichtlich zu.“ . . .

ss. Was ist Torf? In der äußeren Erscheinung, der inneren Zusammensetzung und Nützbarkeit des Torfs giebt es alle möglichen Abstufungen. Hauptächlich unterscheidet man leichten und schweren Torf, der erstere ist gleichzeitig verhältnismäßig hell, der letztere dunkel. Gewöhnlich bedingt diese Unterscheidung auch eine Trennung nach dem Alter, indem der leichte Torf jugendlicher Entstehung ist, während der schwere oft viele Jahrhunderte alt ist. Die Bestandteile des Torfes, dem übrigens neuerdings mehr Aufmerksamkeit von seiten der Technik und Industrie geschenkt wird als je zuvor, sind immer dieselben, aber der Grad der Mischung wechselt. So enthält leichter getrockneter Torf 90—95 Proz. Fasern, 5—10 Proz. Huminsäure und einen geringen Betrag von Stickstoff. Schwerer Torf enthält nur 48—58 Proz. Fasernstoff, dagegen 40—50 Proz. Huminsäure und 2—2½ Proz. Stickstoff. Leichter Torf vermag eine große Menge Wasser einzufangen, während der schwere Torf fast gar keins aufnimmt. Wenn aber der Torf für die Landwirtschaft oder zur Destillation benutzt werden soll, so ist es wichtig, auch die einzelnen Bestandteile zu kennen, die etwa in der Faser noch enthalten sind. Diesen kann man näher kommen, indem man die Torfsäure untersucht. Es finden sich darin Kalk, Magnesia, Kali und Phosphorsäure neben unlöslichen Stoffen. Der Stickstoff ist in Gestalt von Ammoniak enthalten und kann durch Kochen des Torfes mit konzentriertem Natrium ausgezogen werden. Der Wassergehalt beträgt beim leichten Torf etwa 30, beim schweren Torf 20 Proz. Die Asche nimmt gewöhnlich 3 Proz. des ursprünglichen Gewichtes ein. Wenn der Torf als Brennstoff benutzt werden soll, so ist es natürlich noch wichtig, kalorimetrisch seinen Heizwert zu bestimmen, der bei verschiedenen Arten außerordentlich wechselnd ist. —

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Technisches.

— Hervorragende Dauerleistung einer englischen Lokomotive. Man rechnet in England die durchschnittliche Jahresleistung einer Lokomotive auf 32 000 Kilometer. Demgegenüber hat die Schnellzugs-Lokomotive Charles Dickens nach einer Mitteilung von „Engineering“ eine weit über dieses Durchschnittsmaß hinausreichende Leistung aufzuweisen. Diese Lokomotive bringt seit Anfang des Jahres 1882 einen Morgenzug der North-western Railway von London nach Manchester und einen Abendzug zurück. Die etwa 600 Kilometer lange Strecke der Hin- und Rückfahrt hatte die Lokomotive kürzlich zum 5312. Male und damit eine Wegestrecke von rund 3 200 000 Kilometer, oder im Jahre durchschnittlich 160 000 Kilometer, also das Fünffache der gewöhnlichen Jahresleistung einer Lokomotive, zurückgelegt. Es spricht außerdem für eine in technischer Beziehung vortreffliche Ausführung der Maschine, daß sie im Laufe der Jahre die Fahrgeschwindigkeit von 67 auf 81 Kilometer erhöhen konnte, obgleich die Züge durch Einstellung von Luxus- und Speisewagen, sowie durch anderweitige Einrichtungen, z. B. für die elektrische Innenbeleuchtung der Wagen, erheblich schwerer geworden sind. Während ihrer Dienstzeit hat die Lokomotive 27 500 Tonnen Kohlen verbraucht, so daß auf den Zugkilometer nahezu 9 Kilogramm Kohlen kommen. — („Prometheus“).

Humoristisches.

— Stoßseuffer. Plagiator (als sein Süüd durchfällt): „Von dem Kerl sieh' ich nie mehr!“ —

— Ein Kunststück. „... Und denke Dir, Elise, diese Erdbeeren hat mein Bräutigam selbst für mich gepflückt!“

„Das ist doch nichts Besonderes!“

„Erlaub' mir, mein Eduard hat zwei Meier Umfang und wiegt vier Centner!“ —

— Im Winter. Zufuhoher Schnee bedeckt die Erde, und was das Auge sieht, trägt eine weiße Decke. Lange waten die großen Huden ununterbrochen herabgefallen. Doch über Nacht hat es aufgehört zu schneien.

Es ist ein klarer, heller, kalter Tag. Die Natur in winterlicher Schönheit.

Da eilt durch die leuchtende Ebene, von sinken Rössen gezogen, ein Schlitten. In ihm sitzen zwei junge, lebensfrohe Menschen und empfinden bewusst oder unbewußt die Schönheit des Wintertages.

Jetzt beugt er sich über sie, und seine Lippen weilen in einem langen, zärtlichen Kusse auf den ihrigen.

Dann erhebt sie das reizende Köpfchen, und mit Augen, in denen das Glück schimmert, zu ihm emporlehend, sagt sie: „Wenn Du nur net gar so a' unangenehm kalt's Nasenspitze! häi' si!“ — („Fliegende Blätter“).

Notizen.

— Ein neuer zweibändiger Roman von Hermann Heijermans, „Diamantstad“, wird demnächst bei Van Loop in Amsterdam erscheinen. —

— Felix Dörmanns neues Lustspiel „Der reine Mann“ wird am 14. Februar im Neuen Theater die erste Aufführung erleben. —

— Das Kleine Theater wird noch in dieser Saison Eben Langes Schauspiel „Die stillen Stuben“ aufzuführen. —

— „Siegesfeier“ von Hermann Katjch wird eine der nächsten Novitäten des Schauspielhauses sein. —

— Das für Berlin verbotene Schauspiel „Maria von Magdala“ von Paul Hense geht am 19. Februar erstmalig im Hamburger Thalia-Theater in Scene. —

— Oskar Wildes „Salome“ fand in einer Vorstellung im Stuttgarter Hof-Theater, die der dortige Goethe-Bund veranstaltet hatte, eine geteilte Aufnahme. —

— Corlis „Kleinbürger“ machten bei der ersten italienischen Aufführung im Carignano-Theater in Turin auf das Publikum keinen Eindruck. —

— Die Februar-Ausstellung bei Keller u. Reiner, die heute eröffnet wird, bringt u. a. über 100 Arbeiten Hans Thomas. —

— Die erste elektrisch betriebene Hauptlicht-Fördermaschine für große Leistungen ist anfangs Dezember v. J. auf der Reche „Preußen II“ der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft in Betrieb genommen worden. —

t. Der Verbrauch an elektrischen Glühlampen beläuft sich im Jahre auf 30—35 Millionen Stück. Wenn der Preis jeder Lampe auf 1 M. durchschnittlich angenommen wird, so würde die Produktion also einen Wert von etwa 30—35 Millionen Mark haben. Nahezu zwei Drittel der Weltproduktion erzeugen davon die Vereinigten Staaten. —

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.